

»Herr Martin, sie glaubt wirklich daran«, sagt Faezeh, bevor ich antworten kann. »Vor zwei Jahren – bei deinem ersten Besuch hat sie mir gesagt, dass Jesus dich geschickt hat, damit du ihre Geschichte aufschreibst.«

Es war beschlossen, als wir zu dritt darüber lachen mussten.

2. Eine Ahwazi-Familie

Die Geschichte einer Iranerin kann nur erzählt werden, wenn der Leser weiß, zu welcher Minderheit des Iran sie gehört. Dabei macht es keinen Unterschied, ob sie eine Christin ist oder nicht. Jeder Mensch im Iran gehört zu einer Minderheit. Selbst die Perser und alle, die ihnen zugerechnet werden, machen im Iran kaum mehr als die Hälfte der Bevölkerung aus. Der Iran besteht aus Minderheiten – den Persern selbst, den Kurden, den Belutschen, den Turkmenen und den Ahwazi-Arabern.

Meine Familie nun gehört zu den Ahwazi – den Arabern, die im Süden des Iran wohnen. Wie alle Minderheiten bewahren wir unsere Kultur. Im Verborgenen tragen wir unsere traditionelle Kleidung, nennen uns bei unseren verbotenen Namen, sprechen unsere verbotene arabische Sprache.

Alle Minderheiten erheben Anspruch auf ihr angestammtes Gebiet. Den Ahwazi aber begegnet der Staat mit besonderer Härte, denn unter ihrem Stammesgebiet liegen fast die gesamten Erdgas- und Ölvorräte des Iran. Um dieses Gebiet ist der iranisch-irakische Krieg geführt worden mit mehr als einer Million Toten. Würden die Ahwazi die Gebiete zurückerhalten, die ihnen gehören – der Iran wäre nach drei Monaten zahlungsunfähig!

Jede und jeder Ahwazi ist also vom Tag der Geburt an der Überwachung durch die Islamische Republik und ihren polizeilichen Maßnahmen ausgeliefert. Dies war auch mir vorgezeichnet. Es ist aber nicht so, dass ich eine Christin wurde, weil ich eine

Ahwazi bin. Das Leben als Christin bedeutete für mich eine weitere Unterdrückung. Es war eine Art von Leben, das ich kannte, mit dem ich als Ahwazi aufgewachsen war. Und deshalb will ich zunächst berichten, was es heißt, eine Ahwazi zu sein.

Unsere Familie ist eine liberale Familie. In Deutschland würde man sagen, wir sind eine gebildete Familie. In unserem Haus gab es Wände mit Büchern. Es gibt keinen Bekannten meiner Eltern, der nicht begeistert liest und diskutiert. Auch Buchhändler waren darunter. Was dazu führte, dass unser Haus mehrmals von der Sicherheitspolizei nach verbotenen Veröffentlichungen durchsucht wurde.

Unser Interesse an geistigen Dingen war das eine. Das andere war, dass sich bei uns Frauen und Männer als gleichwertig ansahen. Es gab keinen Unterschied. Und als Khomeini den Frauen die Unterordnung gebot – da gab es in unserer Familie keinen Mann, der sich über seine Frau gestellt hätte. Wir Frauen führten so ein doppeltes Leben. Was uns im Haus gestattet war, war in der Öffentlichkeit eine Gefahr für uns.

Es gab niemanden in unserer Familie und unter unseren Freunden, der nicht ein doppeltes Leben führt. In der Islamischen Republik bekamen die Männer mehr Rechte als die Frauen, den Ahwazi als Minderheit – den Männern und den Frauen – wurden jedoch alle Rechte genommen.

Ich erinnere mich an den Besuch eines Mannes bei uns. Ich bin ein Mädchen von zwölf Jahren und freue mich, dass eine Hochzeit gefeiert wird. Der Mann gibt meinen Brüdern die Hand und streichelt mir über das Haar. Die Hochzeit seines ältesten Sohnes soll gefeiert werden. Ich bekomme ein schönes Kleid und suche mit meiner Mutter einen kleinen Ohrring aus, den ich tragen werde. Der Mann ist ein Ahwazi. Er und seine Söhne feiern die Hochzeit in einem arabischen Gewand. Am Tag der Hochzeit werden er und seine drei Söhne verhaftet. Sein damals vierzehnjähriger Sohn wird als Letzter freigelassen. Er verbringt vier Jahre in einem ira-

nischen Gefängnis, ehe er zu seiner Familie nach Europa ausreisen darf. Sein Verbrechen war das Tragen arabischer Festkleidung – eine Tradition, die älter als eintausend Jahre ist.

Bevor ich anfang zu erzählen, wurde ich von Herrn Martin gefragt, ob ich wirklich als Autorin genannt werden möchte. Ob wirklich »Maryam Heidari Ahwazi« auf dem Buch stehen solle. Ob zumindest der Namensteil »Ahwazi« nicht verzichtbar sei.

Nach der Veröffentlichung werde es kein Zurück geben. Dann werde die Autorin Lesungen halten, Interviews geben und Messen besuchen müssen.

»Mein Name soll auf dem Buch stehen«, sagte ich. »Ich bin eine Ahwazi und eine Frau, die sich vom Islam abgewandt hat. Ich hatte im Iran den Mut, dazu zu stehen. Es gibt keinen Grund, ihn in Deutschland zu verlieren.«

Die Ahwazi seien auch in Europa nicht sicher, gab er zu bedenken. Kürzlich sei ein Vertreter der Ahwazi auf offener Straße in Den Haag erschossen worden. Das Opfer – Ahmad Mola Nissi – sei ein Mann, den ich persönlich gekannt habe.

»Ja«, sagte ich. »Ich kannte diesen Mann – und der Attentäter war ein iranischer Agent –, aber ich werde meinen Namen nicht ändern. Es gibt keinen in unserer Familie, der sich versteckt. Auch ich werde mich nicht verstecken!«

3. *Ein studierter Mann*

Mein Vater war ein Mensch, den ich gern beobachtete. Mit ihm will ich anfangen zu erzählen.

Wenn er mit seinem kleinen Motorrad von der Schule nach Hause kam, dann durfte ich hinter ihm sitzen. Und wenn ich eine Freundin sah, dann winkte ich. Er gab mir eine Hand, wenn ich vom Motorrad stieg.

»Wie einer Dame helfe ich dir aus dem Sattel«, sagte er.

Das war sehr vornehm, fand ich.

»Ich reite auf deinem Motorrad wie auf einem Pferd«, sagte ich.

Wir machten Besuche, bei denen ich seine Begrüßung war.

»Das ist Maryam, meine Tochter«, sagte er.

Mein Vater war ein großer Mann mit schwarzen Haaren – so dicht, dass sie bei der Fahrt nicht hoch flogen. Er war sehr dünn. Und er aß sehr langsam. Sein Benehmen war so, wie ich es in den Filmen sah.

Sein bester Freund war dick und klein. Er redete, wenn er aß. Und er aß, wenn er redete. Ich fand, das war nicht vornehm. Er aß wie ein Pirat.

»Er ist so klug, dass er sogar Bücher geschrieben hat«, sagte mein Vater zu mir.

Piratenbücher, dachte ich.

Mein Vater hatte eine Brille, aber es war mit der Brille wie bei seinem Essen. Er hatte Hunger, aber aß sehr langsam, damit niemand sah, dass er Hunger hatte. Er trug seine Brille nicht, damit niemand sah, dass er sie brauchte.

Meine Freundinnen sagten, dass mein Vater stechende Augen habe. Er könne damit aufgeblasene Dinge zum Platzen bringen.

»Nein«, sagte ich. »Er hat vornehme Augen. Weil er ein Lehrer ist.«

Die Väter meiner Freundinnen waren Händler für Radios, sie waren Arbeiter in der Ölindustrie, oder sie waren Elektriker. Mein Vater aber war ein studierter Mann. So sagte er auch selbst über sich.

Meine Mutter sagte: »In seiner Familie gibt es keinen, der studiert hat. Zu wem sollte er aufschauen? Er konnte nur zu sich selbst aufschauen. In seiner Familie ist er als studierter Mann ganz allein.«

Wenn er zu Freunden ging, dann ließ mein Vater meine Hand los, als müsse ich nun zu mir selbst hochschauen. Obwohl der di-

cke Mann, der Bücher schrieb, sein Freund war, umarmte er ihn nicht. Alle Freunde umarmten den dicken Mann und klopfen auf seinen Rücken. Nur mein Vater stand sehr unbeweglich neben dem lackierten Schrank mit den goldenen Schließfächern.

Mit seinen Freunden sprach mein Vater sehr langsam, sehr vorsichtig, als könne jedes Wort auf den Boden fallen und zerbrechen. So trug er seine Rede umher, und manchmal schloss er seine Augen dabei.

Und er fragte jeden, den er kannte, was seine Meinung zu etwas war. Er war sehr interessiert zu wissen, was die Leute dachten. Und sie achteten auf seine Rede, weil er sehr viele Meinungen gehört hatte.

»Zuhören ist so wichtig wie reden«, sagte er, wenn er lange geschwiegen hatte.

Meine Mutter erzählte mir, dass seine Eltern auseinandergewandert waren, als er sehr klein gewesen war. Und sein Onkel, bei dem er blieb, konnte ihn nicht lieben wie einen richtigen Sohn.

So beobachtete ich ihn. Und ich fand, er war ein sehr guter Vater zu uns. Sogar als Lehrer hätte ich ihn gemocht – vielleicht nicht am ersten Tag, aber bestimmt nach ein paar Wochen.

Als er mich einmal mit seinem Moped in die Schule gefahren hatte, saßen wir auf einer Bank und warteten, weil das Tor noch geschlossen war. Da erzählte er mir, dass er am Schulanfang als kleiner Junge kein Heft für die Schule hatte. Niemand hatte daran gedacht, ihm Dinge für die Schule zu kaufen. Da ist er zu einem Markt gegangen und hat das Packpapier aufgesammelt, das auf dem Boden lag. Zu Hause hat er es geschnitten und auf dem Teppich gepresst, sodass er am nächsten Morgen ein Heft hatte wie die anderen Kinder.

»Zehn Jahre war ich alt, als ich kein Heft hatte, und ich denke immer noch daran, obwohl ich ein Lehrer bin und ein Vater von drei Kindern«, sagte er.

4. Eine andere Zeit

Als ich ein Mädchen von zehn Jahren war, hat mein Vater mir viele Dinge erzählt, die ich nicht in der Schule gelernt habe.

»Maryam«, sagte er, »es war eine andere Zeit damals.«

Da meine beiden Brüder einige Jahre älter sind als ich, wollte ich alles wissen, was ich verpasst hatte, als es mich noch nicht gab.

»Ich erzähle dir, was du nicht weitererzählen darfst.«

So begann er immer, und ich nickte eifrig.

»Die Menschen haben den Schah geliebt, auch wenn du heute andere Dinge in der Schule lernst.«

»Die Lehrerin hat uns erzählt, dass er viele gläubige Menschen eingesperrt hat.«

»Ach«, sagte mein Vater, »das muss sie erzählen. Und es war sein Sohn, der die Menschen eingesperrt hat. Sein Vater war ein starker Mann aus sich heraus. Er hatte eine große Macht.«

Mein Vater sammelte alte Zeitungen in seinem Zimmer. Dort hin gingen wir, um über den Schah zu sprechen.

Er zeigte mir Bilder, wie der Schah auf seinem Thron saß. Um ihn herum standen viele Menschen, die auf seine erhobene Hand schauten.

»Er hat die Perser regiert wie eine Familie. Er war ein Vater für uns. Die Minderheiten hatten Rechte, die Religionen hatten Freiheiten. Wir hatten es gut bei ihm. Er hat uns genug Geld gegeben. Wir konnten Reisen machen. Er hat vielen Leuten viele Geschenke gemacht.«

Dann redete er von Namen, die ich noch nicht gehört hatte. Er redete von Dingen, die abgekürzte Namen hatten, und von Jahreszahlen.

»War es eine schöne Zeit für dich?«, fragte ich.

»Für uns alle«, erwiderte mein Vater, »war es vor allem eine gerechte Zeit. Die Dinge hatten ihre Ordnung. Hinter allem stand der Schah mit seiner Macht. Er war wie ein großer Vater für sein Volk.«

»Er hat einen prächtigen Anzug an«, sagte ich. Weiß war er, mit goldenen Schultern und vielen Orden. Und er war ein kräftiger und großer Mann für mich.

»Es war vor allem eine freie Zeit«, sprach mein Vater weiter. »Jeder Mensch konnte seinen Weg gehen, wenn es ein anständiger Weg war. Aber wenn der Schah Ja gesagt hat, dann war es Ja für alle. Und wenn er Nein gesagt hat, dann war es Nein für alle.«

Mein Vater hatte viele Fotos, eine ganze Sammlung von Schah-Bildern.

Auf einem Bild erkannte ich plötzlich meinen Vater. Er saß hinter einem leeren Schreibtisch. Neben ihm eine Fahne, hinter ihm das Bild des Schahs.

»Du trägst deine Brille?«, fragte ich.

»Das Foto wurde aufgenommen, als der Schah uns in Ahwaz besucht hat. Er war in unserer Schule.«

»Die Lehrerin hat gesagt, er ist geflohen. »Feige geflohen«, hat sie gesagt.«

»Das war sein Sohn – Mohammad Reza Pahlavi. Dieser Schah war schwach. Er konnte nicht entscheiden. Die Leute um ihn herum waren schlecht.«

»Sie hat gesagt, dass die Zellen der Gefängnisse voll waren von Menschen.«

Mein Vater nickte. »Er hatte keine innere Macht, dieser Schah.«

Also hat die Lehrerin die Wahrheit gesagt, dachte ich.

Es gab keine Bilder von diesem anderen Schah. Mein Vater hatte nichts über den Sohn des Schahs gesammelt.

5. Eine Frau, die keine Angst kennt

Manche Dinge über meinen Vater musste ich bei meiner Mutter erfragen. Das Erzählen ist wie ein Zusammenlegen von Teilen. Er war ruhig in seinem Leben mit uns, aber manchmal sah ich, wie er aus dem Schlaf in seinem Sessel aufschreckte und sich umsah, wie aus einem bösen Traum erwacht.

Meine Mutter jedoch ist wie ein Teil von mir. Wenn ich von ihr erzähle, dann erzähle ich auch von mir. Nicht anders.

Sie sprach nicht viel von ihrem eigenen Vater. Es war wohl so, dass sie sich erinnern musste, um von ihrem Vater erzählen zu können.

Auch meine Mutter hatte studiert. Auch sie war eine Lehrerin.

Aber sie erzählte, dass niemand sie in ihrer Familie für ihr Studium schief ansah. Ihr Vater war Angestellter in der Ölindustrie, die damals unter Kontrolle der Engländer und Amerikaner war. Er sprach Englisch und war gut ausgebildet. Er blickte über die Grenzen von Persien hinaus, und er verdiente gut.

In ihrer Familie war meine Mutter auch nicht die Einzige, die studiert hatte. Ihre Brüder waren beide Ingenieure. Der Vater hat alle Kinder studieren lassen.

Die Familie gehörte schnell zur persischen Mittelschicht. Sie waren dort, wo Persien blühte.

Viele Ahwazi arbeiteten in der Ölindustrie. Es war ihr Land. Sie wohnten dort und fanden dort Arbeit. In der persischen Mittelschicht gab es eine Mittelschicht der Ahwazi.

Das alles weiß ich jetzt – damals wusste ich nichts von diesen Dingen. Alle Menschen, die ich kannte, waren Ahwazi. Für mich waren Perser und Ahwazi eins. Natürlich war auch der Schah ein Ahwazi. Wie hätte es anders sein können?

Meine Mutter sagte mir, dass mein Vater ein ängstlicher Mensch sei, ein wenig zumindest. Ich schaute ihn an und fragte mich, wie

seine wenige Angst wohl aussah. Nur wenn er aus dem Schlaf hochschreckte, sah ich sie.

Meine Mutter sagte: »Er versteckt etwas in sich. Es ist nicht einfach, in sein Inneres zu schauen.«

Meine Mutter ist eine Frau, die keine Angst kennt. Sie wäre überall stark gewesen, nicht nur als Lehrerin. Vielleicht hätte sie sogar in der Ölindustrie für die Amerikaner arbeiten können.

Als wir auf der Flucht waren, als wir über die Berge gelaufen sind, da sind wir keiner Frau in ihrem Alter begegnet. Sie lief in ihren weißen Schuhen, die ihr ein Orthopäde für die Reise gefertigt hatte, wie ein junges Mädchen. Kurze, entschlossene Schritte.

Aber zwischen den Bergen des Balkans und unserem Haus in Ahwaz passierten viele Dinge und müssen noch erzählt werden.

Sie hat spät geheiratet. Sehr spät für die Zeit damals.

»Warum sollte ich heiraten?«, fragte sie mich. »Ich wollte studieren, ich wollte arbeiten. Ich wollte ein Leben führen wie mein Vater und meine Brüder.«

»Aber dann hast du doch geheiratet ...«

»Ja, als dein Vater kam. Ich war 24 Jahre, er war 27 Jahre alt. Wir waren beide Lehrer«, sagte sie.

Sie sprach nicht gern über solche Sachen.

Meine Mutter war streng mit uns Kindern.

»Ich bin ein Vater und eine Mutter«, sagte sie, »aber das verstehst du nicht. Frag nicht. Iss dein Essen, und kau nicht auf dem Löffel, bitte!«

Wenn ich etwas von meinem Vater wissen wollte, dann sagte er oft: »Frag deine Mutter.«

Danach las er wieder oder schlief, als sei er der Teil von einem Sessel.

Und meine Mutter rief mich, weil ich die Schuhe nicht ordentlich hingestellt hatte.

Sie sagte: »Wenn ich sehe, wie du deine Füße bewegst, dann

verstehe ich, dass du deine Schuhe nicht ordentlich hinstellen kannst.«

Meine Mutter war wirklich streng, und sie war immer eine Lehrerin.

6. Eine helle Zeit

Am liebsten hörte ich meine Mutter erzählen, wie frei die Frauen unter dem Schah waren. Unvorstellbar anders sei die Zeit gewesen. Unvorstellbar schön und unvorstellbar frei. Eine einzige Helle sei überall gewesen.

Ich fragte mich: Wie konnte es sein, dass die Frauen sich nicht schwarz kleiden mussten? Wie durfte es sein, dass sich erwachsene Frauen so zeigten wie die jungen Männer?

Dann holte meine Mutter ein altes Album aus dem Schrank hervor und öffnete es vorsichtig vor meinen Augen. Wir sahen Mädchen, die in bunten Kleidern durch die Straßen liefen. Wir sahen Mädchen mit jungen Männern an der Hand. Frauen, die sich von Männern umarmen ließen. Frauen, die im offenen Wagen mit offenem Haar fuhren. Frauen am Strand. Frauen, die tanzten. Sogar Frauen, die Sängerinnen waren und vor vielen Menschen auftraten.

Immer wieder ermahnte mich meine Mutter, ich dürfe niemandem etwas von diesem Album erzählen. Nicht einmal meinem Vater dürfe ich davon erzählen, denn es sei gefährlich, solche Fotos im Haus zu haben.

Ungläubig stellte ich fest, dass die Frauen sich damals kleideten wie junge Mädchen. Sie trugen Schmuck im Haar, sie liefen auf Turnschuhen, sie trugen leichte Kleider, wenn es heiß war, sie zeigten ihre Haare wie Kunstwerke. Manche Haare waren aufgetürmt über dem Kopf, andere fielen lang herunter, dass sie sogar das Kleid bedeckten. Und es gab Frauen, die ihre Haare abgeschnitten hatten wie meine Freundin Bitā.

Sie sahen alle wie die Schauspielerinnen aus, die ich aus den Filmen kannte. Zuerst dachte ich, meine Mutter habe die Fotos aus den Filmen genommen, die mein Vater manchmal für mich abspielte. Aber sie zeigte mir die Häuser, die Straßen, die Parks, die große Moschee, die ich kannte. Sogar dort zeigten sich die Frauen und hatten keine Angst, wenn sie fotografiert wurden. Neben Frauen im schwarzen Tschador, einem langen schwarzen Umhang, standen sie in kurzen und langen Kleidern und lachten.

»Warum haben manche Frauen diese Kleider in allen möglichen Farben an?«, fragte ich.

»Deine Mutter hat sich auch so gekleidet. Jede Frau hat sich so gekleidet. Wir haben uns nichts dabei gedacht.«

»Und die Frauen im Tschador – was haben sie gesagt?«

»Nichts – wir haben sie nicht gefragt.«

»Waren diese Frauen in den bunten Kleidern denn nicht verheiratet?«

»Doch – sie waren verheiratet.«

»Aber was haben ihre Männer gesagt?«

»Die Männer waren stolz, wenn sie schöne Frauen hatten, die sie zeigen konnten.«

»War mein Vater auch stolz auf dich?«, fragte ich.

»Ich glaube«, sagte sie und wurde rot, wie ich es an ihr nicht kannte.

Dann sah sie mich streng an, und ich wusste, dass sie das Album wieder verstecken würde.

Und ich wusste, dass es zu den Dingen gehört, die unser Haus nicht verlassen durften. Wie die Dinge, die mein Vater mit seinen Freunden redete. Wie die Bücher, die sich in anderen Büchern versteckten. Wie die Sender, die er mir über Satellit suchte, um mir Filme zu zeigen, über die ich mit meinen Freundinnen nicht reden durfte.

7. Eine dunkle Zeit

»Sprich mit ihr nicht nur über die helle Zeit – sprich auch über die dunkle Zeit«, sagte mein Vater leise zu meiner Mutter. »Erzähl ihr, wie alles gekommen ist.«

Und das tat meine Mutter. Und fing immer dort an, wovon sie am liebsten erzählte.

»Für die Frauen war es eine gute Zeit. Ich habe einen Rock getragen, so ... knapp über dem Knöchel. Und meine Haare waren wie die Haare der Farah Diba. Sie war die Frau des Schahs. Hier über dem Kopf waren sie aufgetürmt, alle Haare. Wir haben Kleider getragen, die uns gefielen. Es gab keine Verbote für die Frauen.«

Dann überlegte sie kurz, während mein Vater die Decke in den Sessel legte.

»Ja, wie fing alles an ...? Ich weiß noch, dass ich schwanger war mit dir, Maryam. Und dass alles eine große Freude war. Allah hat geschaut und mir ein Kind geschenkt, so dachte ich. Und ich habe mich nicht um die großen Demonstrationen in Teheran gekümmert. Das war weit weg von unserer Stadt und noch weiter weg von mir. Als Lehrerin dachte ich, dass mich diese Dinge nicht betreffen würden. Die Kinder lernten und waren brav. Die Zeit, in der sie demonstrieren würden, war so weit weg von ihnen und von mir. So dachte ich.

Aber auch in unserer Stadt gab es irgendwann Demonstrationen. Und wir Lehrer wurden von der Behörde dorthin geschickt. Ich weiß noch, dass es eine Demonstration am Nachmittag gab, eine am nächsten Morgen. Ich bin am Nachmittag gegangen und habe am Morgen auf die Kinder in der Schule aufgepasst.

Wir haben große Schilder in der Schule gemalt. Auf den Schildern war das Gesicht von Khomeini zu sehen. Wir haben mit den Kindern Sprechchöre geübt. Die Fenster des Klassenraumes waren geöffnet, und sie haben gerufen:

*»Wenn das Böse geht
Wird ein Engel kommen!*

*Wenn der Schah geht
Wird Khomeini kommen!«*

In der Schule haben die Kinder gerufen, so laut, dass alle Nachbarn es gehört haben, die auf dem Großen Platz standen. Mit einem Mal waren wir Lehrer gegen den Schah, und die dunkle Zeit war gekommen. Und wenn sie kommt, Maryam, gibt es niemanden, der dich fragt, ob du sie gewollt hast. Sie ist einfach da, die dunkle Zeit.

Wir Lehrerinnen waren zu Schülerinnen geworden. In den Pausen saßen wir und lasen im Koran. Es gab keine Lehrerin, die nicht mit einem Mal eine Gläubige geworden war. Das war das Wichtigste geworden – die Religion. Aber auch die anderen Fächer mussten wir neu lernen. In allem veränderten sich die Schulbücher. Selbst in den Mathebüchern gab es andere Bilder. Die dunkle Zeit – es war, als habe es nichts vor ihr gegeben.«

8. Der Exodus

»Und was haben die Kinder dazu gesagt?«, fragte ich.

»Ach«, sagte meine Mutter, »ich glaube, den Kindern war es egal, was sie im Unterricht lernen mussten und welche Bücher sie bekamen. Für sie war es schlimm, dass sie sahen, wie ihre Klassenkameraden und Freundinnen verschwanden. Stell dir vor, deine Freundin wäre plötzlich weg. Sie käme nicht mehr in die Schule. Deine Lehrerin würde auch nicht wissen, was los ist. Du würdest am Haus der Familie vorbeigehen, und es wäre leer. Ein Schild würde dort stehen, wo sie gewohnt hat, darauf die Worte: ›Ein Käufer wird gesucht.‹ Ein paar Möbel der Familie stehen auf der Straße. Die Nachbarinnen sagen nichts, und alle Eltern schweigen.

So war es, wenn eine Familie den Iran verließ und niemand darüber sprechen durfte. Und es waren viele, die das Land verlassen haben, als der Schah geflohen ist! Wenn ein Geschäft geschlossen war, standen die Leute schweigend davor und gingen weiter. Ärzte verließen das Land, und in ihren Praxen wussten die Helferinnen nicht, dass sie gegangen waren. Lehrer gingen fort und mussten durch Studentinnen ersetzt werden. Manch eine Lehrerin wurde durch eine junge Frau ersetzt, die sehr fromm war, aber nicht studiert hatte. Wer sie ausgesucht hatte – wir wussten es nicht und fragten nicht. Diese neuen Lehrerinnen waren sehr religiös, und wir trauten uns nicht, vor ihnen offen zu reden.«

»Stell dir vor«, sagte meine Mutter, »du hättest deine Arbeit über die Schmetterlinge mit einer Freundin zusammen geschrieben. Ihr wollt sie der Klasse vorstellen an einem Morgen, aber deine Freundin kommt nicht. Nicht einmal ein leerer Stuhl ist dort, wo sie saß. Drei andere Kinder fehlen auch. Zwei Bänke wurden am Morgen einfach hinausgetragen. Und wenn du nach deiner Freundin fragst, weil sie lesen soll, was ihr vorbereitet habt, dann schaut die Lehrerin dich nur schweigend an.«

»Aber wusste sie denn nicht, dass sie gehen würde? Sie hätte es mir sagen können. Dann hätte ich unseren Text allein vorgelesen.«

»Manchmal wussten die Kinder, dass sie fortgehen werden. Ich weiß noch, wie ein Junge seine Bücher auf mein Pult legte und ich ganz erschreckt war. Manche Kinder weinten in der Pause. Manche machten ihren Freundinnen Geschenke und fragten, wie schwer es sei, eine schwere Sprache zu lernen. Aber viele Kinder sind überrascht worden, weil ihre Eltern kein Risiko eingehen wollten. Dann sind sie geweckt worden in der Nacht. Denn nicht jedes Kind ist so verschwiegen wie du, Maryam«, sagte sie. Als meine Mutter das sagte, war ich sehr stolz auf mich.

»Und warum seid ihr nicht gegangen?«, fragte ich.

Nach einer Weile erst antwortete sie: »Dein Vater sagte, dass wir warten müssen.«

»Auf wen?«, fragte ich.

»Auf den Schah«, sagte meine Mutter. »Aber der Schah kam nicht.«

9. *Ahwazi sein*

Schon als junges Mädchen unterschied ich mich von den anderen Mädchen in meiner Klasse. Ich hatte Freundinnen, aber keine von ihnen wollte zu mir nach Hause kommen. Ich durfte sie besuchen, aber es gab niemals einen Besuch von ihnen in unserem Haus. Die Eltern der Mädchen sagten es mir nicht, aber sie wollten keinen Umgang mit meiner Familie haben. Sie fürchteten beim Betreten unseres Haus, von der Polizei beobachtet zu werden.

Für mich war unser Haus ein Haus wie jedes andere in der Gegend. Es war groß, verfügte über zwei Etagen und einen großen Garten mit zwei prächtigen Dattelbäumen. Wir konnten uns das leisten, weil Lehrer im Iran gut bezahlt werden – Khomeini hat aus dem Fehler des Schahs gelernt, der auf das Militär gesetzt hatte und die Unterstützung in den Schulen verlor.

Ich war an Durchsuchungen in unserem Haus gewöhnt. Ich konnte mir auch gar nicht vorstellen, dass es Häuser gab, die nicht beobachtet und kontrolliert wurden. Wenn die Polizisten kamen, stellte ich mich zu meiner Mutter an die Wand und verhielt mich still. Ich durfte die Männer, die kamen, nicht anschauen. So hatte es mir meine Mutter erklärt. »Wenn sie deinen Vater mitnehmen, bleib ruhig«, hatte sie gesagt. »Er kommt wieder. Sie stellen ihm nur ein paar Fragen.«

Wenn ich meiner Freundin von einer Durchsuchung erzählte, dann fragte sie: »Was hat dein Vater getan, dass die Polizei zu euch kommt?« Ich wusste nicht, was er getan hatte. »Nichts«, sagte ich

darum. »Sie stellen ihm Fragen.« Wenn sie eine gute Freundin war, dann schüttelte sie den Kopf. Oder fragte vielleicht: »Wenn sie ihm Fragen stellen wollen – warum rufen sie ihn nicht an?« Aber ich wusste es ja nicht. Und wenn ich dann fragte: »Habt ihr keine Hausdurchsuchung?«, dann sagte sie: »Nein, niemals. Bei uns ruft die Polizei nicht einmal an.«

Bei uns aber rief die Polizei an. Wenn ich das Telefon abnahm, dann war niemand auf der Gegenseite, der antwortete. Achmed, mein Bruder, hatte mir erklärt, dass die Nummer, die ich auf dem Display sah, eine Nummer der Polizei war.

»Warum sagen sie nichts?«, fragte ich ihn. »Ich höre sie atmen.«

»Sie wollen uns Angst machen«, erklärte Achmed. »Aber wir haben keine Angst.«

Nein, wir hatten keine Angst.

Manchmal, wenn mein Vater am Abend nicht nach Hause kam, dann hatte meine Mutter Angst, aber meine Brüder hatten niemals Angst. Achmed war zehn Jahre älter als ich, Tiam fünf.

Ich erzählte meinen Freundinnen, dass niemand von uns sich fürchte. Selbst als ich zehn Jahre alt war, stellte ich keine Fragen. Ich dachte mir, dass die Hausdurchsuchungen, die auf dem Gehweg wartenden Polizeiautos und die stummen Telefonanrufer zu unserem Haus gehörten wie die beiden Dattelbäume.

Einmal wurde in unserer Straße ein Mann verhaftet. Mehrere Polizeiautos kamen vor sein Haus und sperren die Straße. Die Polizisten liefen aus den Wagen und brachen die Tür seines Hauses auf. Wir Mädchen kamen gerade von der Schule und liefen in einen Garten, wo wir sahen, wie der Mann mit gesenktem Kopf in den Wagen geschoben wurde. Wir hörten, wie seine Frau verzweifelt schrie. Wir sahen das Mädchen, das wir kannten, wie sie hinter ihrem Vater herlief und ihn festhalten wollte. Und wir sahen, wie eine Polizistin sie zur Seite stieß. Wir kannten das Mädchen. Wir wussten nicht ihren Namen, aber sie ging in eine Klasse über uns.

Ich erzählte meinem Vater, was wir beobachtet hatten.

»Weißt du, warum die Polizei ihren Vater geholt hat?«, fragte ich.

»Weil er ein Ahwazi ist«, erwiderte mein Vater ernst. »In ihren Augen ist das ein Verbrechen.«

10. Ein freies Mädchen

In unserer Familie war ich ein Nachkömmling. Meine beiden älteren Brüder hatten andere Interessen als ich. Sie hatten Freunde, die nicht aus unserer Straße waren. Und sie durften schon mit den Männern reden.

In unserem Haus war ich ein freies Mädchen. Da meine Eltern beide als Lehrer arbeiteten, hatten wir Hilfe im Haus. Ich war kein Mädchen, das auf kleine Geschwister aufpassen musste. Wir waren nicht so arm, dass ich meiner Mutter beim Kochen, Waschen und Putzen helfen musste. Alle Mädchen in unserer Straße lasen Bücher, sahen Filme, besuchten sich und verbrachten viel Zeit miteinander.

Wenn wir das Haus betraten, waren wir frei. Es zählte nicht, was draußen war. Ich sah, wie wenig es meiner Mutter gefiel, wenn sie den schwarzen Umhang – den Tschador – über den Kopf legen musste, um zur Schule zu gehen. Ich beobachtete sie im Spiegel, wie sie ärgerlich ihr Bild anschaute. Aber sie war die Lehrerin eines islamischen Staates. Sie musste ein Vorbild sein für ihre Mädchen. Sie trug eine Gummihaut, damit nicht eine Haarsträhne zu sehen war.

Manchmal nahm sie mich mit zu ihrer Schule. Dann sah ich die Mädchen, die aussahen wie die Lehrerinnen. Alle trugen lange dunkle Mäntel und dunkle Kopftücher, Hidschabs, die ihre Haare bedeckten und über die Schulter fielen. Sie sahen so gleich aus wie die kleinen schwarzen Figuren auf dem Spielbrett meines Vaters.

Nur ihre Schuhe waren verschieden. Jedes Mädchen trug andere Schuhe. Ich hatte nicht gedacht, dass es so viele verschiedene Schuhe gibt.

»Wie kannst du deine Schülerinnen unterscheiden?«, fragte ich.

»Vor Allah sind wir alle gleich«, sagte meine Mutter und sah mich schweigend an.

Auch in unserer Klasse trugen wir einen Mantel und das islamische Kopftuch. Aber ich fand unsere Schulkleidung sehr schick. Wir hatten einen Mantel in hellem Rot, der an den Rändern dunkel abgesetzt war. Unser weißer Hidschab passte gut zu unseren schwarzen Haaren, und unsere Schuhe waren ebenfalls alle weiß, weil es gut aussah.

Meine Eltern waren Schiiten, aber sie gingen nicht in die Moschee. Mein Vater ging nur selten dorthin, wenn ihn seine Freunde abholten. Meine Mutter ging mit den Schulmädchen zur Moschee, aber niemals allein. Sie kannte die Religion nur aus der Schule.

In jedem Zimmer in unserem Haus lag ein Koran. Er lag direkt auf dem Tisch und musste dort liegen bleiben, weil die Polizisten, die in unser Haus kamen, danach fragten. Sogar in meinem Zimmer lag der Koran für die Polizei. Mein Vater hatte jedoch noch viele andere schöne Bücher, die ich lieber las als den Koran. Aber ich kannte Mädchen, die darin lasen. Sie lasen darin, weil ihre Eltern fromm waren und nur dieses Buch besaßen.

11. Eine Zeit wie ein einziges großes Fest

Die Gemeinschaft der Religionen – über dieses Thema sprach meine Mutter am liebsten mit mir. Wenn sie in der letzten Schulstunde Religion unterrichtet hatte, dann wollte sie danach die falschen Worte aus ihrem Herzen vertreiben. Sie wollte mir sagen, was sie ihren Schulkindern nicht sagen durfte. Vielleicht hatte sie

die richtigen Worte in Gedanken aufbewahrt, während sie die falschen Worte vor den Kindern aussprach.

»In Persien gab es immer viele Religionen, weil es ein Land der Ethnien ist. Unsere Nachbarn waren Armenier. Wir nennen sie Nazarener. Assyrer gab es. Sie sind Christen von Syrien. Wir hatten Nachbarn, die Juden – Jahudi – waren, und Kurden. Es gab so viele Religionen. Es gab Menschen, die das Feuer anbeteten. Es waren viele, viele Religionen!

Und die Nachbarn haben sich geholfen, sie haben Respekt voreinander gehabt. Sie unterhielten sich nicht über die Religion. Sie interessierten sich für die Arbeit und für alltägliche Fragen. Nur die alten Männer sprachen über Religion. Im Café, wo sie saßen. Mit Lachen und in Freundschaft.

Wenn du als ein Fremder gekommen wärest, hättest du nicht erkennen können, welcher Religion jemand angehört. Die Menschen waren normal gekleidet. Wie in Europa konntest du nicht sehen, was sie in ihrem Kopf glaubten.

Der Name meines Vaters war Jesus, der Name meines Onkels war Moses, und wieder ein anderer Onkel hieß Ali. Und das war egal. Aber heutzutage darfst du im Iran nicht ›Jesus‹ heißen. Arabische, christliche, jüdische Namen – alle sind jetzt verboten.«

»Haben die Nachbarn auch untereinander geheiratet?«, fragte ich, weil eines meiner liebsten Bücher ein Buch über Hochzeitskleider war.

»Warum nicht, Maryam? Wir haben einen Onkel, der eine Perserin geheiratet hat. Und sie hat einen Vater, der auch eine andere Frau geheiratet hat. Wir hatten einen Nachbarn, einen Armenier, der hat eine Araberin geheiratet. Das war völlig normal. Niemand hat sich etwas dabei gedacht. Sie waren Nachbarn, sie haben sich gekannt. Manchmal hat jemand, der reich war, eine Frau geheiratet, die auch reich war. Bei den Armeniern war das so, manche von ihnen hatten viel Geld – da war es gut, innerhalb einer armenischen Familie zu heiraten!

Kein Gott hat sie getraut. Sie sind zu einem Amt gegangen – zu einem Standesamt. Unter dem Schah konntest du in einem Formular ausfüllen, ob du Christ warst oder Jude oder Zoroastrier oder Muslim. Dort haben der Mann und die Frau dann einen Ehevertrag unterschrieben. Und alle Verwandten sind mitgegangen und haben gefeiert. Wir hatten eine große Feier, als dein Vater und ich geheiratet haben. Sehr viele Verwandte sind gekommen, aber kein Imam.

Wir fragten nicht, welchen Glauben die Menschen haben. Es war nicht wichtig in unserem Leben. Wir haben uns für die Dinge interessiert wie die Menschen in anderen Ländern auch: für die Familie, die Nachbarn, fürs Essen und für die Gesundheit. Und es galt auch, dass der Schah keinen Streit über die Religionen wollte.

Wir haben die Feste zusammen gefeiert, alle Feste der Juden, der Christen, der Muslime. Wir haben Ramadan gefeiert, Weihnachten, Nouruz – das kurdische Frühlingsfest – und für alle zusammen das neue persische Jahr.«

»So viele Feste ... Habt ihr sie alle gefeiert?«

»Ja«, sagte meine Mutter. »Es war eine Zeit wie ein einziges großes Fest!«

12. Als ich vierzehn Jahre alt war

Als ich vierzehn Jahre alt war, begann mein Bruder Tiam sein Studium. Wir waren alle sehr stolz auf ihn, und ich war sehr stolz auf mich, denn alle meine Freundinnen kannten meinen Bruder und sprachen von ihm.

Tiam wollte Ingenieur werden. Ich selbst hatte noch keinen Beruf vor Augen, den ich einmal ausüben wollte. Beim Abendessen unterhielt ich mich mit meinen Eltern darüber.

»Ich kann auf keinen Fall Ingenieurin werden. Da denken alle, mir fällt kein eigener Beruf ein.«

»Du hast doch noch viel Zeit«, sagte mein Vater.

»Werde doch eine Lehrerin«, schlug meine Mutter vor.

»Dann denken alle meine Freundinnen, ich werde Lehrerin, weil meine Eltern Lehrer sind«, sagte ich.

»Geh erst mal auf die Highschool«, riet mein Vater.

»Dort sprechen die Lehrer dann mit dir darüber«, schloss meine Mutter.

Als ich vierzehn Jahre alt war, kam mein Bruder Tiam ins Gefängnis.

Auf meinem Handy erhielt ich einen Anruf.

»Er hat ein rotes Buch in seinem Zimmer«, sagte die Stimme.

»Sag deiner Mutter, sie soll es verschwinden lassen. Sofort!«

Meine Mutter war noch nicht zu Hause. Ich rannte nach oben, wo meine Brüder mit ihren Frauen ihre Zimmer hatten. Tiam war seit wenigen Monaten mit Kiana verheiratet, Achmed und Seta waren sogar schon Eltern. Aber es war keiner von ihnen da. Ich rannte in den Garten. Auch hier war niemand. Ich rannte auf die Straße, endlich sah ich, wie sich das Auto meiner Mutter näherte.

Ich beherrschte mich. Ich war nur ein Mädchen, das sich freute, ihre Mutter zu sehen. Ein Mädchen, das aus lauter Übermut in ihr Auto stieg, um mit ihr durch das Tor zum Haus zu fahren.

»Es hat jemand angerufen«, flüsterte ich ihr zu. »Eine Stimme hat gesagt, wir müssen sein rotes Buch verschwinden lassen.«

Ich sah, wie meine Mutter bleich wurde. Einen kurzen Augenblick schloss sie die Augen, dann war sie wieder eine starke Frau geworden.

»Wir fahren jetzt zum Haus und lassen das Tor auf. Jeder soll uns sehen können. Ruf Kiana an, sie soll sofort nach Hause kommen. Warte auf sie. Ich gehe schon vor.«

Wir fuhren im Schrittempo in die Einfahrt. Meine Mutter stieg aus und ging langsam zum Haus. Im Auto waren noch Einkaufstüten, ich stellte sie neben das Auto. Dann nahm ich mein Handy und rief Kiana an.

»Komm nach Hause«, sagte ich zu ihr. »Mutter sagt, du sollst kommen!«

Kiana legte auf, während ich tat, als würde ich weiter mit ihr reden.

Als sie kurz darauf eintraf, winkte ich ihr fröhlich zu. Ich nahm die Einkaufstüten, und wir schlenderten zum Haus.

Nachdem wir eingetreten waren, rief meine Mutter uns von oben zu sich. Kiana rannte sofort die Treppe hinauf. Sie wusste, wo das Buch war. Sie lief damit zur Toilette und zog die Seiten in Bündeln aus dem Buchrücken. Meine Mutter und ich rissen Seite für Seite in kleine Stücke, und gemeinsam spülten wir die Fetzen in der Toilette herunter. Bis nichts mehr davon im Wasser lag.

Nur der rote Einband war jetzt noch da. Wir wussten nicht, wohin wir ihn tun sollten. Wir konnten ihn nicht in Stücke reißen, dafür war er zu dick. Und in der Küche brannte kein Feuer.

Wir wollten gerade in den Garten laufen, um ihn zu vergraben, da hörten wir Stimmen von draußen. Als wir an der Treppe standen, wurde die Haustür aufgebrochen. Wir liefen ins Wohnzimmer, Kiana schob den leeren Buchdeckel unter einen Stapel Papier.

Meine Mutter stellte sich vor mich.

Vier Polizisten verteilten sich im Haus und durchsuchten alle Räume. Kiana und meine Mutter wurden von einer Polizistin zur Wand gezerrt und mit dem Gesicht daran gedrückt. Dann wurden sie am ganzen Leib abgetastet. Sogar in die Haare fassten sie meiner Schwägerin.

»Sie ist seine Frau«, sagte ein Polizist und warf Kianas Ausweis auf den Boden.

Ein Polizist musste oben auf der Treppe sein.

»Wo ist das Buch?«, brüllte er von dort durchs Haus. Dann kam er herunter zu uns, zog seine Waffe und richtete sie auf uns. »Wo?«

»Hier ist es! Es war unter den Papieren!«, rief die Polizistin.
»Aber keine Seiten drin! Leer!«

Weil sie wütend war, stieß sie Kiana mit einem heftigen Tritt gegen den niedrigen Tisch im Raum. Kiana stürzte mit einem Schrei zu Boden.

»Lassen Sie die Frau!«, rief meine Mutter. »Sehen sie nicht, dass sie schwanger ist?«

Als ich vierzehn Jahre alt war, verlor die Frau meines Bruders ihr Kind.

13. Jemand, der dir dankbar ist

»Wir werden zusammen gehen«, sagte meine Mutter. »Du und ich.«

Kiana lag im Krankenhaus. In einem großen Zimmer mit anderen Frauen. Sie sah schrecklich aus. Ihre sonst so schöne helle Haut war nun bleich.

Meine Mutter nahm auf einem Stuhl an ihrem Bett Platz.

»Setz dich auch zu ihr, Maryam«, sagte sie. »Nimm ihre Hand.«

So saßen wir bei ihr. Kiana schaute zur Decke, voller Trauer um ihr Kind.

Ich streichelte vorsichtig ihre Hand. Eine Kanüle war dort mit Pflaster befestigt.

Sie wandte ihr Gesicht ab.

Ich sah, wie meine Mutter ihr vorsichtig über die Wangen wischte. Sie zitterte, auch ihr ging es schlecht.

»Maryam und ich werden Tiam morgen besuchen«, sagte sie.

»Wisst ihr, wo er ist?«, fragte Kiana.

»Ja, sie haben uns benachrichtigt. Das ist ein gutes Zeichen.«

»Ja, es ist gut, wenn wir wissen, wo er ist.«

»Er wird dich abholen, wenn du hier entlassen wirst.«

»Sagt ihm nichts von ...«

»Nein, das werden wir nicht«, versprach meine Mutter und tupfte Kiana immer wieder die Tränen aus dem Gesicht.

Es war so schrecklich, was passiert war. Ich würde immer daran denken müssen. Warum hatte ich den roten Einband nicht an mich genommen? Wenn die Polizistin mich gestoßen hätte – mir wäre nichts passiert.

Kiana sah mich an, als habe sie in meinen Gedanken gelesen.

»Maryam, du kannst stolz auf dich sein«, sagte sie. »Du warst sehr tapfer.«

»Nicht so richtig«, sagte ich.

»Du bist ein junges Mädchen«, sagte sie.

»Er ist mein Bruder«, sagte ich.

Kiana und meine Mutter sahen mich schweigend an.

»Werden sie Tiam etwas antun?«, fragte ich leise.

»Nein«, sagte meine Mutter. »Sie werden ihn verhören. Dann werden sie ihn freilassen.«

Kiana stimmte ihr mit einem schwachen Nicken zu.

Ich wusste nicht, ob ich ihnen glauben konnte.

»Werden sie die Polizistin bestrafen?«, fragte ich.

»Sie werden nicht einmal schreiben, dass Kiana gestürzt ist.«

»Ich hoffe, die Polizistin wird niemals vergessen können, was sie getan hat!«, sagte ich.

Eine Schwester kam in das Zimmer.

»Was ist es so still hier?«, rief sie. »Schlafen schon alle?«

Sie stieß mit dem Stationswagen im Vorbeigehen gegen die Betten der Kranken.

»Geht's uns gut?«, fragte sie so laut, dass man es sicher auch noch in den Nebenzimmern hören konnte.

Sie nannte meine Schwägerin bei ihrem Vornamen. Dann ging sie und öffnete das Fenster. Dort unterhielt sie sich mit einem Gärtner.

»Wer war die Stimme, die mit mir am Handy gesprochen hat?«, fragte ich leise.

»Das war jemand, der uns helfen wollte«, flüsterte meine Mutter.